

# BAUNETZWOCHE #408

Das Querformat für Architekten

7. Mai 2015



ALTSTADT-  
PLATTEN

Forschungen zum  
baukulturellen Erbe  
der DDR

## RADIKAL MODERN

WIE SICH WEST-BERLIN IN DEN SECHZIGERN NEU ERFAND

## DIESE WOCHE

Die sechziger Jahre waren architektonisch visionär, doch sie endeten in polemischer Kritik. In Berlin war der Fortschrittsglaube schon bald verflogen und auf Georg Heinrichs Großsiedlungen folgten die kleinteiligen Wohnbauten von Hinrich Baller. Es vollzog sich ein Paradigmenwechsel, der bis in die Gegenwart reicht. Sind wir deshalb so fasziniert von jener Zeit, in der es um das große Ganze ging? Anlässlich der Ausstellung „Radikal Modern“ wollten wir wissen, was man von damals lernen kann – eine ganze Menge, wie sich im Gespräch mit den beiden Protagonisten zeigt.



<u>7</u>	<u>Radikal Modern</u>	<u>3</u>	<u>Architekturwoche</u>
<u>8</u>	<u>Das große Ganze</u> Was die sechziger Jahre für die Gegenwart bedeuten	<u>4</u>	<u>News</u>
<u>10</u>	<u>Humanismus statt Mietskaserne</u> Ein Gespräch mit Georg Heinrichs	<u>28</u>	<u>Buch</u>
<u>19</u>	<u>Der Vertrauensarchitekt der Besetzerzene</u> Ein Gespräch mit Hinrich Baller	<u>31</u>	<u>Bild der Woche</u>

**Titel:** Tabakwarenladen im Märkischen Viertel um 1970,  
Foto: Heinrich Kuhn / Berlinische Galerie, **oben:** Ralf Schüler,  
Ursulina Schüler-Witte, Turmrestaurant Steglitz mit  
U-Bahnhof, 1972, Foto: Ralf Schüler / Berlinische Galerie

**Redaktion:** Jeanette Kunsmann

**Texte:** Stephan Becker, Polina Goldberg,  
Luise Rellensmann, Franziska Wiegand

**Gestaltung / Artdirektion:** Markus Hieke

Keine Ausgabe verpassen mit  
dem Baunetzwoche-Newsletter.  
Jetzt abonnieren!



## DIENSTAG

Mit der Architektur eins werden. Mit ihr verschmelzen. In ihr aufgehen. Nichts wünschen sich die Menschen in Portland anscheinend sehnlicher. Das Internet ist voll von jungen Hipstern, die auf dem Boden des örtlichen Flughafens posieren, ihre T-Shirts, Socken oder gar Schultern fein säuberlich mit dem Muster des alten, blauen Teppichs dekoriert. Warum? Die Menschen lieben ihren Teppich, ganz einfach. Und die böse Flughafenverwaltung lässt das abgewetzte Stück vollkommen gefühllos durch einen neuen, anderen ersetzen. Zeit für nostalgische Gefühle also, mit denen sich, Stichwort Made in Oregon, auch bestens Geld verdienen lässt. *sb*

## NEWS

## SPLITTING POSTSPARKASSE

AUSSTELLUNG IN WIEN



Foto: Hagen Stier

Die Wiener Ringstraße wird 150. Dem Prachtboulevard möchte auch die Bank Bawag PSK zusammen mit dem Parabol Art Magazine Tribut zollen: mit einer Würdigung Otto Wagners. In ihrem Auftrag fokussiert sich der Kurator Oliver Elser gemeinsam mit dem Fotografen Hagen Stier auf das Gebäude der Otto-Wagner-Postsparkasse. Stier zerlegte mit der Foto-Serie „Splitting Postsparkasse“ das „symmetrische Gebäude zuerst in Teile und fügte diese anschließend so zusammen, dass ein neues Gebilde entsteht“, erklärt Elser. Zu sehen von 20. Mai bis 12. Juni 2015 in der Postsparkasse. Begleitend erscheint am 19. Mai die Sonderedition des *Parabol Art Magazine* „The Splitting Issue“.

[www.anaberlin.com](http://www.anaberlin.com)

## STILL ALIVE

COOP HIMMELB(L)AU IM DAM



Foto: Sergio Pirrone

Eigentlich zählen sie zu den alten Hasen der Avantgarde. Nannten sie sich zur Gründung 1968 noch Baucooperative Himmelb(l)au, hat sich der Name Coop Himmelb(l)au längst in die Architekturgeschichte eingeschrieben. Die Wiener Gruppe um Wolf D. Prix, Helmut Swiczinsky und Michael Holzer wollte Architektur aus den funktionalen Zwängen befreien. Mit „Coop Himmelb(l)au. Frankfurt Lyon Dalian“ zeigt das Architekturbüro im DAM seine aktuellen Bauten, beweist aber vor allem eines: Die Rockstars von damals sind „still alive“. Zu sehen bis zum 23. August 2015 im DAM, Frankfurt am Main.

[www.dam-online.de](http://www.dam-online.de)

**BG** BERLINISCHE GALERIE MUSEUM FÜR MODERNE KUNST

29.05.–26.10.2015 / ERÖFFNUNG 28.05.2015, 19h

**RADIKAL MODERN**  
PLANEN UND BAUEN IM BERLIN DER 1960ER-JAHRE

Berlinische Galerie, Alte Jakobstraße 124–128, 10969 Berlin, Mi–Mo 10–18h  
[www.berlinischegalerie.de/blog](http://www.berlinischegalerie.de/blog)

BLOG + TRAILER

**DEM WIND NACH**

AUTOPILOT #23 BEI DESIGNLINES



Für diejenigen unter uns, die im Sommer auch mal vom Fahrrad absteigen und eine Fahrt im offenen Wagen genießen möchten, legt Niklas Maak einige Fakten über das Auto mit dem romantischen Flair auf den Tisch: das Cabrio. Entgegen der ersten Vermutung gibt es auch Cabrios, die nicht übermäßig viel kosten. Was schon unter 10.000 Euro geht? Zum Beispiel der *Fiat 124 Sport Spider*, der *Mercury Grand Marquis* oder etwa die pure Eleganz selbst – der *Jaguar XJS 4.0 Convertible*.

Weitere stilvolle Alternativen sehen Sie in Ausgabe #23 der Designlines-Kolumne *Autopilot* von Niklas Maak unter [www.designlines.de](http://www.designlines.de).

**URLAUB IN DER SCHEUNE**

FERIENHAUS IM BAUNETZ WISSEN



Scheunentrio in Prerow, Foto: Stefan Melchior

Auf der Ostsee-Halbinsel Darß nahe des Sandstrandes von Prerow umhüllten Möhring Architekten drei Ferienhäuser mit Reet und schwarz gebeiztem Holz.

Über große Schiebetore öffnen sich die schlichten Giebelbauten zum Garten – dann gelangt viel Tageslicht in den Wohnraum. Mit hölzernen Läden lassen sich die Häuser auch komplett verschließen und schützen damit die Gäste vor unerwünschten Einblicken und jeder Witterung. Die Schilfrohr-Hülle dämmt im Winter und verhindert eine Überhitzung der Innenräume im Sommer. So lässt sich im ausgebauten Dachraum ruhig schlafen. **mehr...**



Jetzt neu: Job-Newsletter bestellen

**279\*** JOBS.

Der BauNetzStellenmarkt

uncube

Magazine N° 33

# Frei Otto



BAUWOCHE #408

# RADIKAL MODERN

Bild der Woche

Buch

Dossier

News

7

Architekturwoche

Inhalt

Kinder im Märkischen Via del Foto: Gerhard Jilka/Annie Hagenbucher

# DAS GROSSE GANZE

## WAS DIE SECHZIGER JAHRE FÜR DIE GEGENWART BEDEUTEN

VON LUISE RELLENSMANN UND STEPHAN BECKER



Ralf Schüler, Ursulina Schüler-Witte, Turmrestaurant Steglitz, 1968/69 (nicht realisiert)

Die Jahre zwischen 1960 und 1970 waren entscheidend für die Architektur der Moderne in Deutschland. Prägten Enge und Biederkeit die Nachkriegszeit, überwog nun eine Aufbruchsstimmung, die wagemutige Bauten und visionäre Pläne entstehen ließ. Die Zukunft erschien machbar, und gerade die Architekten, oft noch recht jung, hatten großen Einfluss auf Politik und Wirtschaft. Auch Berlin suchte nach einer Ästhetik, die diesem neuen Selbstverständnis genügte. Doch die große Feier der Zukunft dauerte nur kurze Zeit, denn vieles passte nicht zu den hehren Versprechen des Wohlfahrtsstaats. Schließlich geriet der Fortschrittsglaube in die Kritik, und in kurzer Zeit vollzog sich ein fundamentaler Paradigmenwechsel, der bis in die Gegenwart reicht. Sind wir deshalb so fasziniert von einer Epoche, in der es noch um das große Ganze ging?

Mit der für Ende Mai angekündigten Ausstellung „Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre“ wird die frisch sanierte Berlinische Galerie nach einjähriger Schließung ihren Betrieb wieder aufnehmen. Fünf Monate werden hier die Entwicklungswege von Architektur und Stadtplanung der sechziger Jahre – von singulären Kultureinrichtungen und seriellen Massenwohnungsbauten, über experimentelle Techno-Konstruktionen und visionäre Verkehrsplanungen bis hin zum Bürgerprotest – im gesamten Berlin präsentiert. Mit zwei Protagonisten der damaligen Architekturszene West-Berlins haben wir vorab gesprochen.

Für **Georg Heinrichs**, der den Rahmenplan für das Märkische Viertel entwarf, eine Stadtrandsiedlung im Nordwesten, und dessen bekanntestes Werk die geradezu prototypische Autobahnüberbauung an der Schlangensbader Straße in Berlin-Wilmersdorf ist, waren die sechziger Jahre ein früher Höhepunkt seiner Karriere. Er zählte zu derjenigen Generation von Planern, die mit humanistischem Anspruch an die Ideen des Bauhauses anknüpften, und die in der Planung von neuen Siedlungen eine Möglichkeit sahen, zeitgemäße Räume und Lebensbedingungen für weite Be-



Neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (1956-63) von Egon Eiermann, 1963, Foto: Berlinische Galerie

völkerungsschichten realisieren zu können. Das Gegenbild zu seinen Entwürfen waren die noch bestehenden Altbauquartiere, in denen aus heutiger Sicht unvorstellbare Zustände herrschten.

**Hinrich Baller** vertritt die nachfolgende Generation junger Architekten, die diese Wohn-Experimente für gescheitert erklärten. Im September 1968 veranstaltete er als junger Assistent mit anderen an der TU Berlin eine Ausstellung namens „Diagnose“, die einen Überblick zum Bauen in West-Berlin geben sollte, und die sich insbesondere mit den konkreten Lebensbedingungen in den neuen Großsiedlungen kritisch auseinandersetzte. Sich auf die Betroffenen einzulassen, anstatt ihnen einfach nur etwas vorzuschreiben, das veränderte die Architektur fundamental. Das mediale Echo war enorm, und die Teilnehmer an der Ausstellung, darunter der junge Josef Paul Kleihues, Rainer Oefelein, Jürgen Sawade und Baller selbst, sollten das Architekturgeschehen der Stadt in den nachfolgenden Jahrzehnten maßgeblich mitgestalten.

Die damalige Diskussion über Großwohnsiedlungen wie das Märkische Viertel oder die Gropiusstadt führte zu einem „Imagewechsel“ der Moderne, die nun auch unter Architekten an Zustimmung verlor. Gerade damit gehören jene Bauten jedoch zu den einflussreichsten der Nachkriegszeit, als Katalysatoren der Kritik. Standen sich die Verantwortlichen deshalb unversöhnlich gegenüber? Die Gespräche mit Georg Heinrichs und Hinrich Baller offenbaren, dass der Generationswechsel weniger konfrontativ verlief als gedacht. Im Gegenteil, beide Haltungen haben einander bedingt, und die Jüngeren konnten noch vieles von den Älteren lernen, das erst später in Vergessenheit geriet. Gerade deshalb sind die sechziger Jahre heute wieder interessant. ■

*Diese Ausgabe entstand in Zusammenarbeit mit der Berlinischen Galerie und Bureau N. Die Ausstellung „Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre“ läuft vom 29. Mai bis 26. Oktober 2015 in der frisch sanierten Berlinischen Galerie. Ein Symposium Ende Juni thematisiert den für das Bau-Erbe des geteilten Berlin typischen technologischen, sozialen und ästhetischen Ideentransfer über internationale Grenzen hinweg.*

**Symposium:** Freitag, 26. Juni 2015

**Ort:** Auditorium, Berlinische Galerie, Alte Jakobstraße 124-128, 10969 Berlin

**[www.berlinischegalerie.de](http://www.berlinischegalerie.de)**



Georg Heinrichs in seinem Haus von Bruno Paul, das so alt ist wie er selbst. Es wurde 1926 fertiggestellt. Foto: Knut Klaußen

# HUMANISMUS STATT MIETSKASERNE

EIN GESPRÄCH MIT GEORG HEINRICHS

VON LUISE RELLENSMANN UND STEPHAN BECKER

**Zu seiner Zeit als aktiver Architekt ließ er lieber die anderen reden. Uns empfing Georg Heinrichs in seinem Dahlemer Wohnhaus von Bruno Paul zwischen Designklassikern und Kunstwerken von Oskar Schlemmer bis zur Pop-Art. Ein Gespräch über Ludwig Leo, Alvar Aalto, die Paris Bar und natürlich die Schlangenbader Straße.**

**Herr Heinrichs, Sie sind 1926 geboren, in den sechziger Jahren waren Sie einer der erfolgreichsten Jungarchitekten in Berlin.**

Die Architektur in den 1950er Jahren war trostlos – das war das, was ich nicht wollte. In den 1960er Jahren hatte ich die Illusion, die Moderne kann was ändern, ich lebte in dem irren Glauben, dass Ästhetik, Moral und Proportionen etwas Wertvolles sind – ich habe damals an das Gute im Menschen geglaubt. Diesen Glauben habe ich völlig verloren. Ich lebe als ein Überbleibsel einer humanistischen Idee.

**Warum sind Sie Architekt geworden?**

Ich habe als Kind in einem klassizistischen Berliner Mietshaus unterm Dach gewohnt. Wir sind dann später in die Siedlung *Onkel Toms Hütte* von Bruno Taut gezogen.

»Die Architektur in den 1950er Jahren  
war trostlos – das war das,  
was ich nicht wollte.«



Georg Heinrichs war nicht nur für den Städtebau des Märkischen Viertels verantwortlich, sondern konnte dort auch ein besonders farbenprächtiges Gebäudeensemble realisieren. Foto: Knut Klaffen

Der Unterschied war fundamental, das war großartig, und ich habe mir schon als Kind gedacht, wenn ich jemals Architekt werde, dann will ich daran anknüpfen. Mein Vater und mein Onkel waren beide klassische Architekten. Später konnte ich das dann umsetzen, nur dass ich die moderne Architektur dreidimensional entwickelt habe. Ich habe keine Hochhäuser bauen wollen, ich war für die Horizontale, ich denke mit dem Kopf, nicht mit den Muskeln. Vorbilder waren Bauhaus und Gropius, also die Generation vor dem Krieg (1915–35).

**In der Ausstellung „Radikal Modern“ sind Sie als mitverantwortlicher Architekt für die Gesamtplanung des Märkischen Viertels vertreten. Wie verlief dieser Planungsprozess?**

Der Senat hatte die Planung für das Märkische Viertel damals schon vorbereitet. Die Planung war trostlos, einzeln dahin gestreute soziale Wohnbauten acht Geschosse hoch, 100 Meter lang, auf ein Kleingartengebiet gestreut. Werner Düttmann, damals Senatsbaudirektor, hat mich dann ins Spiel gebracht. Er erinnerte sich an einen Gegenentwurf meines Büros für die Bebauung am Autobusbahnhof in Spandau. Ich hatte zwar keine Ahnung von Städtebau, vom Studium her war ich auf Stahlbau (bei Professor Ebert) spezialisiert.

Aber weil ich vorher mit Aalto gearbeitet hatte, habe ich gedacht, ich mache etwas Besseres, Menschenwürdiges, und habe einzelne Mietshauskuben aus vorfabrizierten Teilen zu dreidimensionalen Formen in räumlich erfassbaren Gruppen zusammengefasst.

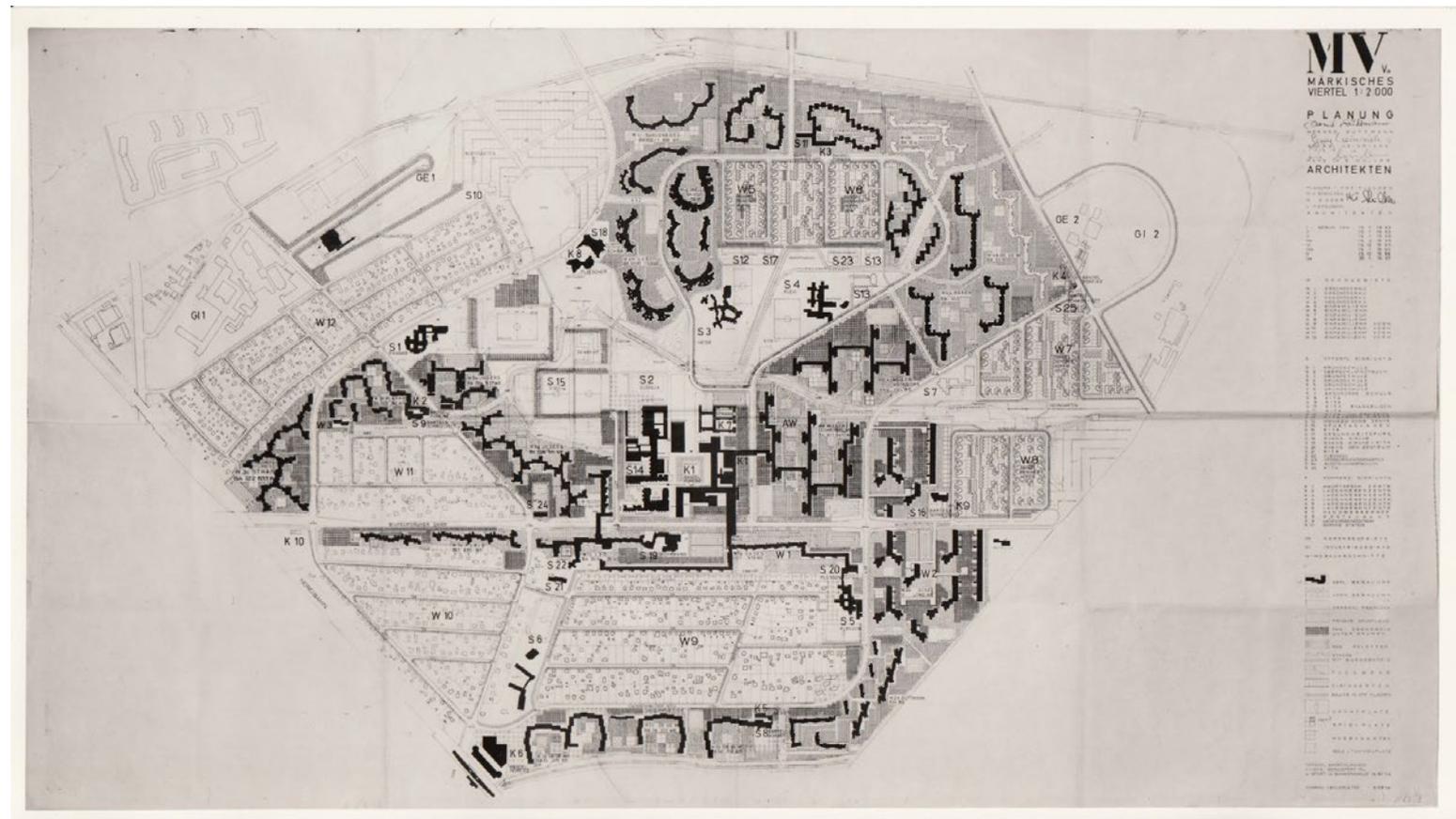
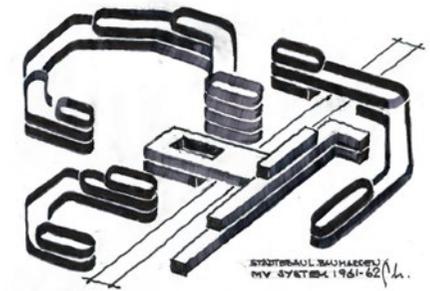
Ein Haus ist immer ein Eingriff in die Natur, die an sich perfekt ist. Das kann man nicht als Klotz auf die Wiese setzen, das sollte man räumlich sehen. Das ist der Grundgedanke für alle meine Projekte gewesen. Auch die Kunst, die ich gesammelt habe – das sind alles dreidimensionale Skulpturen und Reliefs.

**Es gab auch öffentliche Kritik am Märkischen Viertel.**

Zu Anfang wurde das kritisiert. Da gab es eine Veranstaltung von der TU Berlin, da wurden Hans Christian Müller und Werner Düttmann vorgeführt, ich wollte damit nichts zu tun haben. Ich konnte nie gut öffentlich reden und habe mich da hinter den Stellwänden versteckt.

Sie waren damals erst Mitte dreißig. Berliner Jungarchitekten von heute könnten von solchen Bauaufgaben nur träumen.

Ja, verglichen mit dem, was heute gebaut wird, war das fabelhaft, was ich mir als 30-Jähriger ausdenken und bauen durfte. Dabei bin ich eigentlich unschuldig. Ich habe das alles Werner Düttmann und Hans Müller zu verdanken – obwohl sie beide selbst eine völlig andere Architektur gemacht haben, haben sie mich immer unterstützt. Und natürlich auch Wolf Jobst Siedler mit seinen Kontakten. Aber ich habe sie nie um etwas gebeten. Ich wollte einfach nur moralisch und ästhetisch einwandfreie Architektur machen.



Oben rechts: Eine Skizze von Georg Heinrichs zum Märkischen Viertel; unten: Lageplan des Märkischen Viertels (1967) von Werner Düttmann, Georg Heinrichs und Hans C. Müller, Abbildungen: Berlinische Galerie



Heinrich Kuhn dokumentierte nicht nur die Armut in den gründerzeitlichen Mietshäusern in West-Berlin (um 1965), sondern auch den Aufbruch im Märkischen Viertel. Hier das Wohnhaus am Senftenberger Ring von Heinz Schudnagies und Chen Kuen Lee.



Ein Hauch von Prouvé in Berlin – Georg Heinrichs Konsistoriumsgebäude von 1971 wurde 2011 abgerissen, Foto links: Benedikt Hotze, rechts: Knut Kläßen

**Neben den Großsiedlungen haben Sie in Berlin auch bürgerliche Einfamilienhäuser gebaut und leben selbst im Grunewald in einem Haus von Bruno Paul.**

Ja, wenn man mich gefragt hat, habe ich das gemacht. Ich habe beispielsweise auf den Fundamenten eines Gropius-Hauses das *Karsch Haus* gebaut. Ich lebe selbst in einer bürgerlichen, irrationalen Welt hier. Ich bin meiner Frau zuliebe hierher gezogen. Wir haben noch extra einen Garten anlegen lassen, da bin ich nie, ich schaue da noch nicht mal hin. Die Siedlung von Taut, das war noch akzeptabel, aber eigentlich wollte ich in der Stadt bleiben.

**Die Ausstellung will auch Aufmerksamkeit für ein immer noch „ungeliebtes“ Bau-erbe schaffen. Es heißt, viele Bauten der Sechziger seien vom Abriss bedroht.**

Von mir haben die auch schon eins abgerissen: Das Konsistoriumsgebäude im Hansaviertel. Thomas Steigenberger, der übrigens einen sehr schönen Film über mich gemacht hat, hat damals versucht, es unter Schutz stellen zu lassen.



**Abgerissen wurde es 2011 trotzdem – was haben Sie damals empfunden?**

Das war mir egal – es stehen schon zehn Bauten von mir unter Denkmalschutz.

**Das Gebäude zählte zur „Space-Age-Architektur“, welche Ideen leiteten den Entwurf?**

Ich bin damals extra nach Paris gefahren und habe mich mit Jean Prouvé getroffen. Der hat mich dazu inspiriert, die ganze Fassade aus Aluminium zu machen.

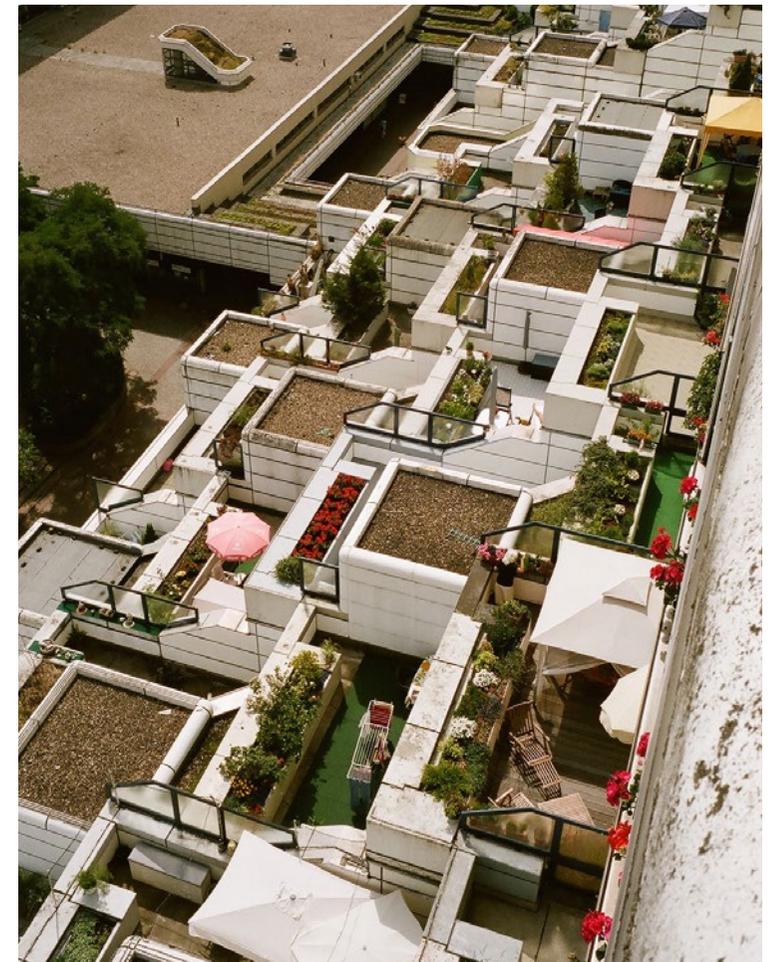


**Und die Autobahnüberbauung in der Schlangenbader Straße, ist die von Archigram inspiriert?**

Sie sind die Ersten, die mich das fragen! Ja, das stimmt. Archigram waren meine Freunde, ich habe sie nach Berlin geholt. Ich wollte, dass sie hier eine Ausstellung machen. Für die Schlangenbader Straße bin ich nach London geflogen, um mir da ein Gebäude anzuschauen, das als Tunnelhaus auf einer U-Bahnstation gebaut worden war.



Die Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße wurde 1981 fertiggestellt. Fotos: Knut Kläßen





Das Haus Karsch in Berlin-Zehlendorf von 1959 gehört zu den ersten Gebäuden von Georg Heinrichs. Foto: Knut Klauen

### Das Projekt zeigt auch eine Begeisterung fürs Autofahren – hat das in Berlin besonders Spaß gemacht?

Ja. Ich bin immer mit dem Auto ins Büro und zurück. Zu Fuß zum Auto, das war mein einziger Sport. Als Student hatte ich einen alten *MG TD*, mit dem bin ich auf der *Interbau* rumgefahren, zuletzt hatte ich einen alten Jaguar. Zu Fuß höchstens noch in die Paris Bar. Jeden Mittag, meine Frau und ich, wir waren da die ersten. Und haben dort jahrzehntelang gegessen.

### Haben Sie je überlegt, aus Berlin wegzugehen, irgendwo nach Westdeutschland?

Nein, Westdeutschland war für mich ein fremdes Land, auch wenn manches in Berlin ebenfalls seltsam war. Ich wollte beispielsweise in Reinickendorf ein Haus mit horizontalen Fenstern bauen, und da sagte der Amtsleiter: „So etwas können Sie ja gerne in Zehlendorf machen, aber nicht bei uns.“

**»Es gibt keine Architekten mehr,  
nur noch Firmen, die Immobilienleute  
bedienen, das hat nichts  
mit Architektur zu tun.«**

### Aber Sie haben eine Zeit lang in London gelebt und gearbeitet.

Ja, bei Yorke Rosenberg Mardall. Werner Düttmann kannte F.S.R. Yorke und hat mich damals empfohlen. Yorke hatte „The modern house“ geschrieben und galt als einer der ersten britischen Architekten der Moderne. Ich habe für ihn den *Control Tower* für den *Gatwick Airport* gezeichnet.

## »Ludwig Leo war unser Cedric Price.«

### GEORG HEINRICHS

Georg Heinrichs Bauten prägen das West-Berlin der sechziger und siebziger Jahre. 1926 in Berlin geboren, arbeitet der Architekt und Stadtplaner gemeinsam mit Hans Christian Müller in einer Architektengemeinschaft. Als leidenschaftlicher Verfechter der Moderne und des horizontal geprägten Bauens entwarf er sowohl Einfamilienhäuser in Zehlendorf als auch Fabrikgebäude in Stuttgart. Zu seinen bekanntesten Werken zählen der Terrassenhauskomplex über der Schlangenbader Straße sowie das städtebauliche Konzept und die Gesamtplanung für das Märkische Viertel (1963–74), das heute als Berliner Beispiel für das Scheitern der Spätmoderne gehandelt wird. Mit dem Forum Steglitz an der Schloßstraße entwarf er eines der ersten Einkaufszentren Deutschlands. Das von Jean Prouvé inspirierte Konsistoriumsgebäude (1971) im Berliner Hansaviertel wurde 2011 abgerissen.

### Wie kam es zur Zusammenarbeit mit Aalto?

Nach meinem Jahr in London hat Ludwig Leo mich dazu gebracht, dass ich zu Aalto ging, der damals jemanden für das Projekt im Hansaviertel suchte.

### Wie war Alvar Aalto?

Aalto war ein charmanter, fabelhafter, zurückhaltender Mann, von ihm gibt es viele lustige Geschichten zu erzählen, aber dafür reicht mein Atem nicht. Er war großartig und weltgewandt.

### Und mit Ludwig Leo waren Sie befreundet?

Ja, den mochte ich sehr, auch wenn wir sehr verschieden waren. Der war unser Cedric Price – der war in London der Irre, und bei uns war Ludwig Leo derjenige, der immer alles anders machte als alle anderen. Und Koolhaas war damals der Ludwig Leo von Holland. Alle drei sind interessant fabelhaft.

### Verfolgen Sie das heutige Baugeschehen?

Wenn überhaupt – mit Schrecken. Es gibt keine Architekten mehr, nur noch Firmen, die Immobilienleuten bedienen, das hat nichts mit Architektur zu tun. In Dubai werden Türme gebaut, in denen die Bewohner, bevor sie frühstücken gehen, erstmal 800 Meter mit dem Fahrstuhl runter fahren müssen. Aber die wollen das so. Meine eigenen architektonischen Ideen enden 1998, in dem Jahr habe ich mein Büro in der Uhlandstraße aufgegeben. Meine eigenen Architekturvorstellungen basieren auf den Jahren 1910 bis 1930 – das interessiert heute niemanden mehr. Heute hat die Welt andere Sorgen. ■

Mit besonderem Dank an Knut Klauen und Carsten Krohn. Ihr außergewöhnlicher Film „Die Fahrt durchs Haus. Georg Heinrichs Architekturskulpturstruktur“ erschien 2008.

## AUF DEN FELDERN VOR DER NEUEN STADT

Die Fotografien, die Gerhard Ullmann während und kurz nach der Fertigstellung des Märkischen Viertels anfertigte, prägten wesentlich dessen öffentliche Rezeption. Sie erschienen in populären Magazinen wie dem Stern und zeigten keine geschönten Ansichten, sondern dokumentierten lebensnah das Verhältnis zwischen Nutzern und Raum. Es waren Bilder, die gut zur Kritik an der neuen Großsiedlung passten, doch tendenziös oder gar gestellt, wie Oswald Mathias Ungers später behaupten würde, waren sie nicht. Im Gegenteil, neben Kunst hatte Ullmann auch Architektur studiert, und er arbeitete nicht nur als Fotograf, sondern auch als Architekturjournalist. Das erlaubte ihm eine enge Verschränkung von Text und Bild, was in einer reflektierten Haltung resultierte, die dem schnellen Urteil eine tiefgreifende Analyse vor Ort entgegensetzte. Mit diesem Ansatz gehörte Ullmann, der 2012 gestorben ist, zu den spannendsten Architekturkritikern seiner Zeit. Bereits 2013 widmete ihm die Berliner Kunststiftung Poll eine Retrospektive, deren Katalog noch erhältlich ist.



# DER VERTRAUENSARCHITEKT DER BESETZERSZENE

## EIN GESPRÄCH MIT HINRICH BALLER



Hinrich Baller mit dem Programm zum festlichen Auftakt der „Diagnose“-Ausstellung am 9. September 1968. Foto: Stephan Becker

VON LUISE RELLENSMANN UND STEPHAN BECKER

Hinrich Baller gilt als „Vertrauensarchitekt der Besetzerszene“ und lockerte mit seinen Bauten das steinerne Berlin auf. Wir haben den „Diagnose“-Ausstellungsmacher in seiner Charlottenburger Dachwohnung getroffen, um über seine Zeit als junger Assistent in den späten 1960er Jahren an der TU Berlin und heutige Missstände der Berliner Planungspolitik zu sprechen.

**Herr Baller, Ihre Architektur gilt als kritische Antwort auf die großmaßstäbliche Moderne der sechziger Jahre.**

Kritisch vielleicht schon, aber nicht in einem konfrontativen Sinne. Wir wollten auch ganz pragmatisch etwas lernen, um in Zukunft bestimmte Fehler zu vermeiden. In unserer Architektur kam darum vor allem ein liberales Gesellschaftsbild zum Ausdruck, das die künftigen Bewohner in den Mittelpunkt stellte. Wir wollten wissen, wie sie leben wollen, nicht vorschreiben, wie sie leben sollen. In den wenigen Jahrzehnten seit dem Krieg hatte sich die Gesellschaft schon stark verändert, auch unabhängig von uns Studenten. Anstatt noch vom großen Fortschritt zu träumen, haben wir also auf die realen Lebensvorgänge geachtet. Und das hatte alles auch Rückwirkungen auf die Wohnung – bis in die Details.



Berliner Philharmonie um 1963: Für den ausgebildeten Pianisten Baller war Scharoun schon zu Studienzeiten ein wichtiger Einfluss. Foto: Berlinische Galerie

### Was war problematisch am Architekturgeschehen jener Jahre?

Da muss man zunächst mal unterscheiden, denn verglichen mit dem Einerlei, das später kam, waren die Sechziger zumindest ziemlich heterogen. In der Zeit sind ja auch die großen Bauten von Scharoun entstanden, der Konzertsaal von Paul Baumgarten, oder die Häuser von Herrmann Fehling und Daniel Gogel. Ebenso wie die Architekturfakultät von Bernhard Hermkes, bei dem ich auch Assistent war. Diese Generation war für uns schon ein Maßstab.

Gleichzeitig gab es aber eben auch Großprojekte wie das Märkische Viertel, das quasi in wenigen Stunden am Telefon entstand. Das wurde zwischen Politik, den großen Wohnungsbaugesellschaften und einem kleinen Kreis von Architekten ausgehandelt, und dann traf man sich und hat die Klötzchen verteilt. Städtebaulich war das schon nach damaligem Sachstand total veraltet, wenn man beispielsweise an die Ideen von Scharoun denkt, der schon Jahre zuvor viel weiter war. Aber dieses Wissen wurde einfach negiert.

### Zusammen mit anderen jungen Architekten haben sie dann 1968 die kritische Ausstellung „Diagnose zum Bauen in West-Berlin“ organisiert. Wie kam es dazu?

Der BDA wollte damals im Rahmen der Berliner Bauwochen in einer Ausstellung die junge Generation präsentieren. Wir aber wollten nicht einfach nur brav ein paar Pläne und Bilder aufhängen, sondern uns lieber mit der Situation vor Ort auseinandersetzen. Das kam übrigens nicht nur von uns Jungen. Es war einfach insgesamt eine sehr politische Zeit, und auch unsere Lehrer, alles Liberale wie Hermkes, hatten uns schon im Studium zu einem sehr freien Denken ermutigt.

Es ging uns darum auch nicht einfach nur um eine Gegenposition zum Massenvohnungsbau, sondern entsprechend des Titels ganz unaufgeregt um eine Diagnose, um eine Anamnese des Ist-Zustands. Wobei der Titel für eine Ausstellung natürlich eigentlich völlig ungeeignet war.



»Es ging uns nicht nur  
um eine Gegenposition zum  
Massenwohnungsbau, sondern  
um eine Diagnose.«

Die Gebäude von Hinrich Baller folgten denselben Vorgaben für den sozialen Wohnungsbau wie die von Georg Heinrichs (links). Beide zählen auch Bruno Taut zu ihren Vorbildern, interpretieren ihn aber ganz anders. Foto links: Knut Klaußen, unten: Plakat zur „Diagnose“-Ausstellung von Jürgen Holtfreter



»Wir wollten wissen,  
wie sie leben wollen,  
nicht vorschreiben,  
wie sie leben sollen.«



Links: Ausstellungsansicht im Flachbau des Architekturgebäudes der TU Berlin von Hans Scharoun, damals noch im Rohbau; rechts: Märkisches Viertel im Bau, mittig der Abschnitt von Ernst Gisel. Foto: Gerhard Ullmann, © Anne Hagenbucher

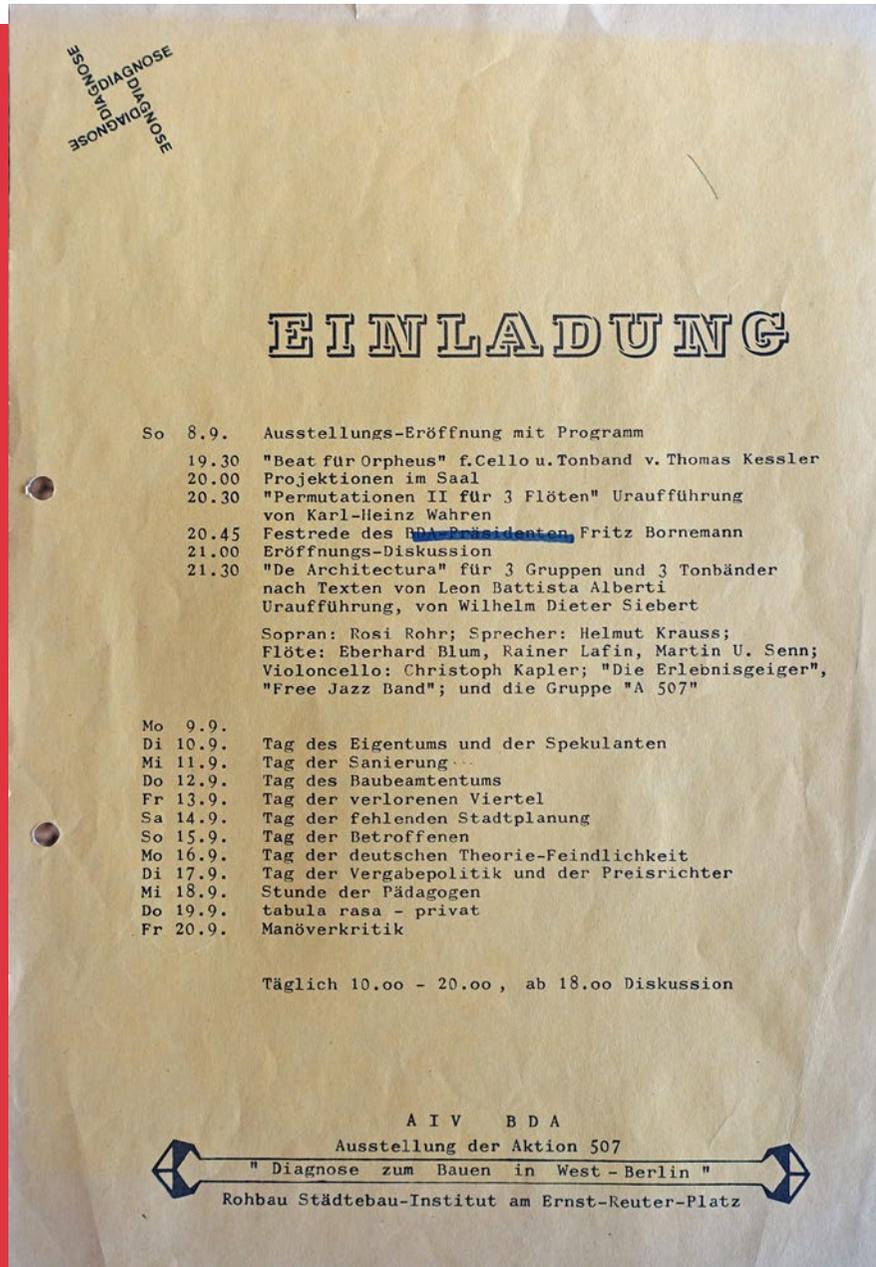
### Wie war der Ansatz der Ausstellung?

Das war alles ganz pragmatisch. Es gab ungefähr vierzig Beteiligte, die in unterschiedlichen Arbeitsgruppen organisiert waren, wobei mir die Rolle zukam, organisatorisch alles zusammenzuhalten. Wir hatten über den BDA ein gewisses Budget, und dann sind wir im Prinzip einfach ins Märkische Viertel gefahren und haben mit den Leuten dort gesprochen. Deren Kritik an den Lebensumständen dort war vernichtend, was natürlich auch für die betroffenen Architekten, die da mitgeplant hatten, furchtbar war. Auch während der Ausstellung kamen die Bewohner immer wieder zu Wort, vom Band und auch live, und das war damals schon etwas vollkommen Neues: Dass man in geballter Form eine Reaktion aus einem Stadtteil bekommt.



### Wie war die Resonanz in der Öffentlichkeit?

Die war enorm, die Ausstellung war immer voll. Wobei das nicht unbedingt unser Verdienst war, jedenfalls nicht direkt. Der *SPIEGEL* hatte sich für die Sache interessiert, und wir hatten die Redakteure schon vorab mit Material versorgt. Zur Eröffnung er-



Einladung zur Eröffnung der „Diagnose“-Ausstellung

schien darum ein extrem umfangreicher Artikel, vielleicht die längste Architekturreportage, die je in diesem Kontext erschienen ist. Und den hat natürlich alle Welt gelesen.

Wichtig war aber auch, dass wir den Rahmen der Ausstellung zwar sehr avantgardistisch, aber in gewisser Weise auch bewusst sehr bürgerlich gestaltet haben. Wir wollten die Leute nicht verschrecken, indem wir als lärmende Linke auftreten. Wobei wir zum großen Teil auch einfach eher Intellektuelle waren. Dazu gehörte nicht nur, dass zur Eröffnung der damalige BDA-Präsident Fritz Bornemann sprach, sondern auch, dass wir bei Wilhelm Dieter Siebert und seiner Gruppe Neue Musik eine ziemlich schräge Komposition mit Dampfhämmern und Kreissägen beauftragt hatten. Die wurde dann gespielt, was auch formal ein ziemlicher Gegenentwurf zu den Bauwochen war, die eher als piefig galten.

Diese formelle Gesamtgestaltung hat sich sehr bezahlt gemacht, weil wir einfach ernst genommen wurden. So gab es zum Beispiel auch eine Veranstaltung mit Walter Gropius, der viel Verständnis hatte für das, was wir machten, und der meinte, wir müssten das unbedingt weiter entwickeln.

### Hat die Diagnose was gebracht?

Ja, sehr viel – ich war für Jahrzehnte verhasst in der Berliner Verwaltung, und das ging vielen anderen auch so. Das hatte bei den Verantwortlichen erstmal einen ziemlichen Schock ausgelöst, denn zuvor hatte die noch nie jemand angegriffen. Aber die Ausstellung hat eben auch das Feld bereitet, damit Leute wie Hardt-Walther Hämer, der als Vater der behutsamen Stadterneuerung gilt, später andere Wege gehen konnten. Aber natürlich waren wir keine einsamen Blümchen, auch Hämer hatte ja schon früher in diese Richtung gearbeitet. Es hat sich einfach ein breiter gesellschaftlicher Wandel vollzogen, von dem wir eben Teil waren.

So gesehen war die Diagnose ein persönliches Schlüsselerlebnis: Architektur ohne Betroffene geht nicht. So wurde ich eben auch einer der Vertrauensarchitekten der Besetzerszene in Berlin und auch in der Hafenstraße in Hamburg. Da wurden keine Führungspersönlichkeiten gebraucht, sondern Leute, die zuhören können und Lösungsvorschläge parat haben, man muss sein Fach beherrschen. Dazu gehört, dass man Probleme erkennen und sie visualisieren kann.



„Kinder suchen sich ihre Spielplätze nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten aus“, notierte Gerhard Ullmann auf der Rückseite des spontan entstandenen Fotos. Noch über ein Jahrzehnt später würde Oswald Mathias Ungers das Bild als vermeintliches Beispiel für die Diskreditierung des Märkischen Viertels anführen. Foto: Gerhard Ullmann, © Anne Hagenbucher

Links: Inken und Hinrich Ballers Brandwandbebauung und Torhäuser am Fraenkelufer von 1984, im Rahmen der IBA errichtet;  
rechts: Wohnhaus am Winterfeldtplatz von 1999, Fotos: Stephan Becker



**Obwohl Sie bei der Verwaltung einen schwierigen Stand hatten, konnten Sie später viele Ihrer Ideen umsetzen.**

Ja. Wir hatten Glück, weil die Wohnungsbaugesellschaften gar nicht alles selber machen konnten oder wollten. Damals kam man auf die Idee, mittels Abschreibungsmöglichkeiten den sozialen Wohnungsbau auch für private Bauherren attraktiv zu machen. Die konnten Steuern direkt in Häuser verwandeln, und unsere Architektur war für diese Bauherren interessant, weil sie nicht nur eine hohe Ausnutzung versprach, sondern auch bei den künftigen Bewohnern ziemlich beliebt war. Sie konnten so einfach schneller Geld verdienen. Wobei unsere kristallinen Grundrisse dafür kein Hindernis, sondern eine Voraussetzung waren, weil sie ziemlich effizient organisiert werden konnten.



**»Architektur ohne Betroffene  
geht nicht.«**

**Sowohl Georg Heinrichs, der ja mitverantwortlich war fürs Märkische Viertel, als auch Sie beziehen sich in ihrer Architektur auf Bruno Taut.**

Ja, aber im Massenwohnungsbau der Sechziger kommen oft nur die strukturellen Aspekte von Tauts Denken zum Tragen, wie sie zum Beispiel in der städtebaulichen Grundform der *Hufeisensiedlung* erkennbar sind. Das Freiere bei Taut ging da leider oft verloren. Dazu muss man sagen, dass damals strukturalistische Debatten insgesamt weit verbreitet waren. Man konnte das sehr formal angehen, oder eben, wie wir zum Beispiel, das als Gebäudestruktur denken, die sich aus dem Leben heraus entwickelt und die darauf reagieren kann. Dazu gehört, dass viele unserer Bauten eine gewisse Flexibilität aufweisen, während bei Heinrichs bis Kleihues alles bis ins Detail festgelegt ist. Dieser Gedanke, dass sich die Nutzer die Häuser auf unterschiedliche Weise aneignen können, ist selbst jetzt noch nicht selbstverständlich.



Details von Hinrich Ballers  
Wohnhaus am Winterfeldtplatz,  
Fotos: Stephan Becker

**Wo sehen sie heute Missstände in der Berliner Planungspolitik? Wo müssten junge Architekten für eine Aktion 507 im Jahr 2015 ansetzen?**

Das ist schwer zu beurteilen, man kann das nicht eins-zu-eins übersetzen. Das Thema Mietenentwicklung ist sicherlich noch immer so aktuell wie damals, aber es sind auch unendlich viel mehr Probleme dazu gekommen: die ganze Entmischung der Innenstadt, die Verdrängung, das Aufzonen kostengünstigen Wohnungsbaus zu Luxuswohnungen, das alles in einer Dimension, die wir uns nicht so richtig hätten vorstellen können.



### HINRICH BALLER

Hinrich Baller wurde 1936 in Stettin geboren. Er studierte Musik und Architektur. Die Wurzeln seiner eigenständigen Architektursprache sieht Baller bei Bruno Taut, Bernhard Hermkes und Hans Scharoun. In den 1970er und 1980er Jahren arbeitete Baller mit seiner ersten Frau Inken Baller zusammen; in dieser Bürogemeinschaft realisierte er etwa die Brandwandbebauung am Kreuzberger Fraenkelufer im Rahmen der Internationalen Bauausstellung 1984. Seit 1989 arbeitet er mit der Architektin Doris Baller zusammen. Weitere bekannte Bauten Ballers sind die Schulerweiterung und ein Wohngebäude am Winterfeldtplatz in Berlin-Schöneberg und der Umbau der Rosenhöfe in Berlin-Mitte. Bis zu seiner Emeritierung war er Professor an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg.

Die Grundrisse seiner Wohnung sollen sich nach dem Leben richten, nicht umgekehrt.  
Innenansicht rechts: Dachgeschosswohnung in Charlottenburg, Foto: Stephan Becker

Ich habe allerdings nur selten den Eindruck, dass das für die Studenten wirklich ein Thema ist, auf das sie sich mit aller Energie stürzen – selbst wenn es mal eine kritische Veranstaltung gibt. Wobei die Hochschule schon der richtige Ort für eine Auseinandersetzung wäre. Aber wahrscheinlich fehlen heute die richtigen Querdenker, die kommen in unserem System gar nicht mehr in solche Positionen. Das war in der TU damals anders, Leute wie Scharoun haben dafür gesorgt, dass Hermkes berufen wurde, und der hat sich wiederum für Ungers eingesetzt. Die Gremien-Universität von heute schafft das nicht mehr. ■





Mauer aus Formbausteinen Hubert Schiefelbeins,  
Foto: Felix Rössl

# ALTSTADTPLATTEN

## FORSCHUNGEN ZUM BAUKULTURELLEN ERBE DER DDR

VON FRANZISKA WIEGAND

Das Interesse an den in der DDR entstandenen Bauwerken nimmt zu. Gleichzeitig und bedingt dadurch stellen sich neue Fragen zur ostdeutschen Architekturgeschichte. Eine Buchreihe bietet dem wachsenden Kreis an Forschern zu diesem Thema eine Publikationsplattform. Vier Bände der *Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR* sind bereits erschienen. Herausgeber ist Hans-Rudolf Meier vom Bauhaus-Institut für Geschichte und Theorie der Architektur und Planung an der Bauhaus-Universität Weimar.

Die beiden ersten, 2013 erschienenen Werke „Sonderfall Weimar? DDR-Architektur in der Klassikerstadt“ (Eva von Engelberg-Dočkal und Kerstin Vogel) und „Altstadtplatten. Komplexe Rekonstruktion in den Innenstädten von Erfurt und Halle“ (Kirsten Angermann und Tabea Hilse) beschäftigen

sich mit der Anwendung der industriellen Plattenbauweise in den historisch gewachsenen Innenstädten von Weimar, Halle und Erfurt und eröffnen damit eine kritische Diskussion um die Postmoderne in der DDR. 2014 kam mit „Kunstvolle Oberflächen des Sozialismus: Wandbilder und Formbausteine“ von Luise Helas, Wilma Rambow und Felix Rössel der dritte Band heraus. Das Buch widmet sich der baubezogenen Kunst, die in der DDR eine wichtige Rolle in der Gestaltung des urbanen Raumes spielte. Bemerkenswert ist, dass die Verfasser Absolventen unterschiedlicher Hochschulen und Studienfächer sind, also über Universitätsgrenzen hinweg neue Erkenntnisse zum Thema kombiniert werden. So untersucht Luise Helas das Œuvre des DDR-Künstlers Walter Womacka, der mit seiner Gestaltung großformatiger Wandbilder und Glasfenster sozialistische Utopien vermittelte wollte. Die methodischen und praktischen Probleme im denkmalpflegerischen Umgang mit diesen für den öffentlichen Raum geschaffenen Werken, die im Museum kaum auszustellen sind, stehen im Mittelpunkt von Wilma Rambows Beitrag. Auch sie zieht dazu konkrete Beispiele heran, wie das Bronzerelief „Aufbruch“ an der ehemaligen Karl-Marx-Universität

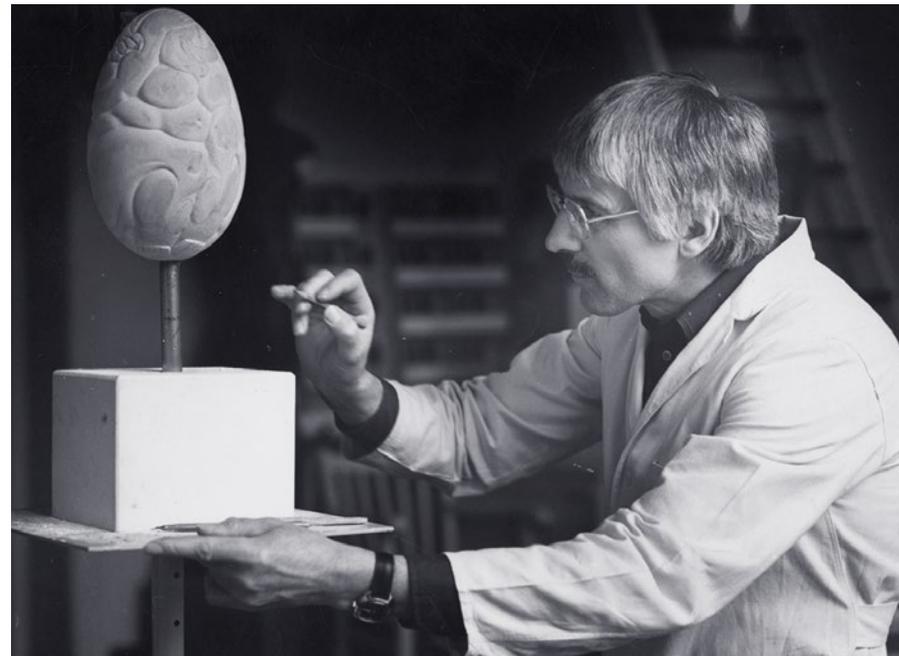
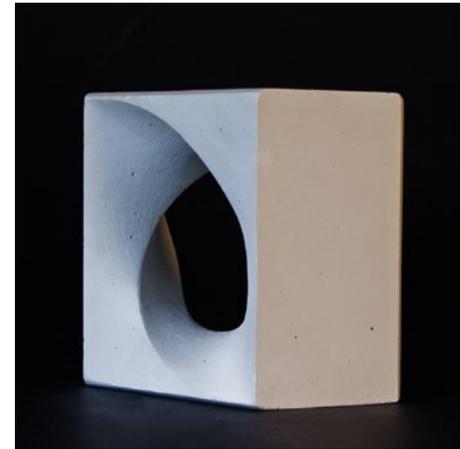
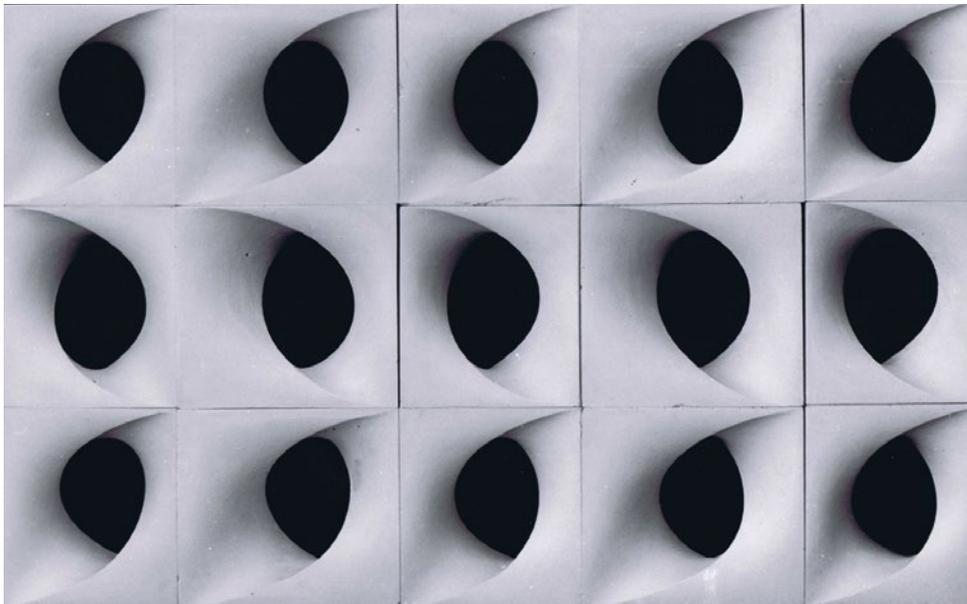
in Leipzig und die Wandbildern von Josep Renau in Halle und Erfurt. Felix Rössel widmet sich zuletzt Hubert Schiefelbeins Betonformsteinen. Diese seriell gefertigten und raumbildenden Ornamente kamen vor allem in der Freiflächengestaltung im Wohnungsbau zum Einsatz und werden im Buch als typisches Ausdrucksmittel des ostdeutschen Stadtbildes eingeordnet.

Anfang April wurde ein neues Buch der Reihe „Architektenausbildung in Weimar: 29 Lebensläufe zwischen DDR und BRD“ präsentiert. Anders als in den vorigen Büchern stehen diesmal nicht die Gebäude im Mittelpunkt, sondern die Entwerfer selbst. Die Publikation widmet sich der Generation von Architekten, die in den 1980er Jahren an der damaligen Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (HAB) studiert hatten und nach ersten Berufserfahrungen in der DDR den Übergang in die BRD miterlebten. Die Autorin Frederike Lausch mischt darin persönliche Erzählungen ihrer 29 Interviewpartner mit wissenschaftlichen Beiträgen, die die Hochschulgeschichte der HAB in Weimar rekonstruieren. Die Verknüpfung der beiden Textformen erzeugt nicht nur einen angenehmen Lesefluss, sondern auch ein konkretes



Mosaikfries „Unser Leben“ am Haus des Lehrers, Berlin (Ausschnitt Westfassade), Walter Womacka (1964), Foto: Luise Helas

Verständnis für die Geschichte. Die historischen Begebenheiten werden mit einem unvoreingenommenen Interesse an den persönlichen Geschichten der Protagonisten neu aufgebaut. Die authentischen, fragmentierten Erzählungen fordern den Leser gar zu einer eigenen Wahrheitsfindung auf. Das Buch leistet damit Zweierlei: Zum einen liefert es einen wichtigen Beitrag zur Hochschulgeschichte der heutigen Bauhaus-Universität. Zum anderen beleuchtet es erstmals nachvollziehbar, inwiefern



sich die Wende auf die Arbeitsweise und Lebensgeschichten der Architekten ausgewirkt hat. Die Interviewten bewerten die gesellschaftspolitischen Umbrüche alle als positiv. Doch auch eine Identitätssuche und Zweifel im und am neuen System werden deutlich. Dadurch liest man hier auch einen wichtigen Teil BRD-Architekturgeschichte.

**Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR**, erschienen im Bauhaus-Universitätsverlag

**Band 1:** *Sonderfall Weimar? DDR-Architektur in der Klassikerstadt*, Softcover, 262 Seiten, 25,00 €

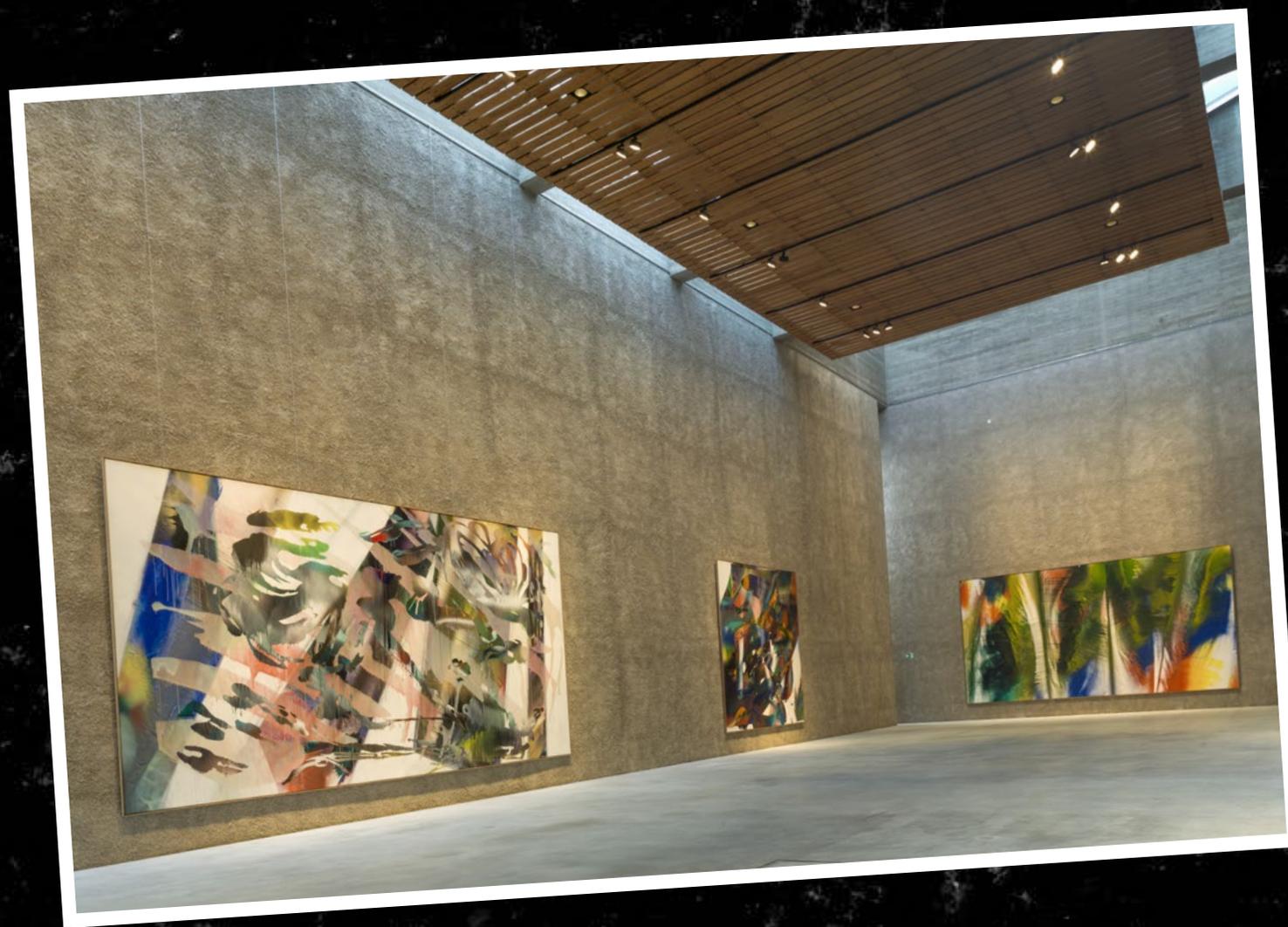
**Band 2:** *Altstadtplatten. „Komplexe Rekonstruktion“ in den Innenstädten von Erfurt und Halle*, Softcover, 158 Seiten, 14,80 €

**Band 3:** *Kunstvolle Oberflächen des Sozialismus: Wandbilder und Betonformsteine*, Softcover, 224 Seiten, 23,90 €

**Band 4:** *Architektenausbildung in Weimar: 29 Lebensläufe zwischen DDR und BRD*, Softcover, 238 Seiten, 32,00 €

[www.vdg-weimar.de](http://www.vdg-weimar.de)

Oben: Formbausteine von Hubert Schiefelbein, Fotos: Archiv der Moderne, Bauhaus-Universität Weimar; rechts: Hubert Schiefelbein (1983), Archiv der Moderne, Bauhaus-Universität Weimar, Foto: Claus Bach



## ZU TISCH BEIM KÖNIG

Wie verwandelt man eine moderne Kirche in eine Galerie? Pünktlich zum Gallery Weekend in Berlin hat sich Johann König bei Arno Brandlhuber einen Tisch bestellt. Aus Beton, im monumentalen Kirchenraum St. Agnes von Werner Düttmann platziert. Darunter entstand ein Schaulager, das an eine Krypta erinnert. Und darüber ist immer noch genügend Platz, um die riesigen Bilder von Katharina Grosse auszustellen. Ganz und gar gelungen. *sb* // Foto: Roman März

[www.johannkoenig.de](http://www.johannkoenig.de)